

## WISSEN



Als es noch sinnvoll war, auf Papier zu publizieren: Johann Gutenberg auf einer Lithografie des 19. Jahrhunderts.

OPEN ACCESS Wissenschaftliche Fachzeitschriften sind teuer, für manche zu teuer. Internet-Gratisjournale könnten das ändern – und hätten erst noch erfreuliche Nebenwirkungen. VON NIELS BOEING

# Journale zu Servern!

«Das Internet verändert alles.» Wie oft haben wir den Satz in den Neunzigern gehört. Heute erntet ein müdes Lächeln, wer noch allen Ernstes den Begriff der «Informationsrevolution» in den Mund nimmt. Bis auf die durch massenhafte Runterladen gebeutelte Musikindustrie scheint alles erstaunlich vertraut geblieben zu sein. Die Ruhe täuscht. Nahezu unter Ausschluss der Öffentlichkeit findet eine Umwälzung von enormer Tragweite statt: Die Open-Access-Bewegung, die erst durch das Internet möglich wurde, ist im Begriff, das über 300 Jahre alte System der wissenschaftlichen Journale zu ändern – und damit die neuzeitliche westliche Wissenschaft selbst.

Als die Royal Society of London 1665 mit den «Philosophical Transactions» eines der ersten Wissenschaftsjournale überhaupt herausbrachte, war die Erkenntnis dessen, was die Welt im Innersten zusammenhält, das Unterfangen eines überschaubaren Zirkels europäischer Gelehrter. Seit jenen Tagen hat sich der Forschungsbetrieb zu einer regelrechten Industrie ausgewachsen. Ihr Output wird in kostenpflichtigen Publikationen akribisch dokumentiert: Rund 24 000 Journale haben im vergangenen Jahr 2,5 Millionen Artikel veröffentlicht, und jeden Monat kommen weitere für neue Unterdisziplinen hinzu.

Eindrücklich sind auch die Preise, die die Verlage von den ForscherInnen verlangen, damit diese die Geistesfrüchte ihrer KollegInnen studieren können. Der Bezug der wöchentlich erscheinenden «Tetrahedron Letters» etwa kostet 9850 Euro im Jahr. Schliesslich, so rechtfertigen sich die Verlage, müssen die wissenschaftlichen Aufsätze von Redaktoren bearbeitet, an ExpertInnen

verschiedet und von diesen geprüft werden. Die Auflagen sind im Vergleich zu allgemeinen Medien gering, die Produktion aufwendig. Das altherwürdige System kostet Geld – immer mehr Geld: Die Bibliothek der ETH Zürich rechnet mit einer jährlichen Preissteigerung von acht bis zehn Prozent.

## Zitieren statt lesen

Dass angesichts solcher Preise nur wenige Universitäten ausserhalb der industrialisierten Welt daran teilhaben können, verwundert nicht. Doch längst knicken auch Hochschulen in reichen Ländern unter der Last der Subskription ein. «Wir müssen laufend wichtige Titel abbestellen», klagt eine Mitarbeiterin der Universitätsbibliothek an der TU Berlin.

Zwar ist der Ausstoss dieses gewaltigen, dem Fortschritt gewidmeten Publikationssystems beeindruckend. Doch die Nebenwirkungen sind auch nicht zu verachten. In einer Kultur, der Zählen und Messen über alles geht, sind die Anzahl der Veröffentlichungen pro Jahr und das Zitierwerden mindestens so wichtig für die Karriere wie der Inhalt. Die berühmte Maxime «Publish or perish» – publiziere oder verrecke – treibt dabei mitunter bizarre Blüten. Wo früher ein Artikel genügt hätte, zerlegt man ihn schon mal in zwei, drei Teile. Im ersten präsentiert man die Grundlagen, angereichert um eine eigene Einschätzung, und verweist auf die Ergebnisse «in einem demnächst erscheinenden Paper». Wer Eindruck machen will, schafft es mit diesen und anderen Tricks auf achtzig Artikel in zwei Jahren.

Bei einem derart hohen Ausstoss ist die Scientific Community schon mal

überfordert. Den GutachterInnen fallen gefälschte Messkurven ebenso wenig auf wie den LeserInnen – wenn es denn welche gibt. Zwar gehört das Zitieren der Arbeit von KollegInnen zum Einmaleins der Wissenschaft. Aber es wird, wie eine statistische Untersuchung der University of California Los Angeles 2002 zeigte, gerne zitiert, ohne dass der Zitierende die entsprechende Publikation wirklich studiert hat. Die beiden Autoren der Studie schätzen, dass nicht einmal ein Viertel der zitierten Quellen gelesen wird.

Andererseits bietet das System der Gutachter, die so genannte Peer-Review, auch in seiner heutigen Professionalität keine Gewähr, dass bahnbrechende Neuigkeiten erkannt und veröffentlicht werden. Ein Artikel von Gerd Binnig und Heinrich Rohrer vom IBM-Forschungsinstitut Rüschlikon über ihr gerade erfundenes Rastertunnelmikroskop wurde 1981 mit der Begründung zurückgewiesen: «In dieser Arbeit fehlt im Grunde jegliche konzeptionelle Diskussion, ganz zu schweigen von einer konzeptionellen Neuigkeit» – 1986 bekamen sie dafür den Physik-Nobelpreis. Das Rastertunnelmikroskop war das erste Werkzeug der damals noch jungen Nanotechnik.

Dass ihr Artikel zunächst durchfiel, liegt auch daran, dass sich in den überschaubaren Unterdisziplinen mit ihren je eigenen Journalen schnell Gruppen und Fraktionen bilden, die bestimmte Forschungsansätze vertreten und anderen skeptisch gegenüberstehen. «Das Peer-Review-System ist relativ schwerfällig darin, Neues zu erkennen», sagt Urs Schoepflin vom Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin.

Die saftigen Preise und die bizarren Nebenwirkungen hätte die Wissenschaftsgemeinde wohl zähneknirschend hinnehmen müssen – wäre da nicht plötzlich das Internet gewesen. Bereits 1991 hatte Paul Ginsparg am Los Alamos National Laboratory einen «Eprint Server» eingerichtet, auf dem Physiker ihre Arbeiten der Community vorab als Dateien zur Verfügung stellen konnten. Das «ArXiv» war geboren und damit die Idee eines weltweiten offenen Zugangs («open access») für alle Interessierten mit Internetverbindung. Während sich die neue Publikationsplattform bei Physikern, Mathematikerinnen und Informatikern, die das Netz schon früh nutzten, bald grosser Beliebtheit erfreute, blieben andere Wissenschaftszweige zunächst skeptisch. Gerade in den Humanwissenschaften argwöhnte man, dass ein Open-Access-Modell wissenschaftlichem Schrott Tür und Tor öffne. In der Medizin könne es fatale Folgen haben, wenn fachlich ungeprüfte Theorien in die Praxis einsickern würden, lautete das Standardargument.

## Post-Gutenberg-Ära

Die Explosion der Subskriptionspreise brachte schliesslich auch in den Human-, Geistes- und Sozialwissenschaften das Fass zum Überlaufen. Warum sollten sich Verlage eine goldene Nase an den Erkenntnissen anderer verdienen? «In der Gutenberg-Ära waren Subskriptionen der einzige Weg, die Kosten einer Papierpublikation wieder hereinzuholen», sagt Stevan Harnad von der Universität Southampton, der 1999 die Openarchives-Initiative startete. «In der Nach-Gutenberg-, der Online-Ära, gilt das nicht mehr.» Der Betrieb

des ArXiv-Servers etwa kostet jährlich 300 000 Dollar und wird von mehreren US-Institutionen finanziert. Längst wird auch das Recht der Verlage, der Wissenschaft ihre eigenen Werke zurückzukaufen, grundsätzlich infrage gestellt: «Freier Zugang ist ein öffentliches Gut – ein Grossteil der Forschung wird schliesslich öffentlich finanziert», sagen Pritpal Tamber, Fiona Godlee und Peter Newmark von BioMedCentral.

Das in London ansässige BioMedCentral arbeitet seit 2000 als Open-Access-Verlag für humanwissenschaftliche Forschungsarbeiten. Der vorläufige Höhepunkt war schliesslich der Medienwirksam inszenierte Start des offenen Journals «PLoS Biology» der amerikanischen Public Library of Science im Oktober 2003. Inzwischen publizieren etwa tausend Journale mit offenem Zugang.

## Vielfalt fördern

Stevan Harnad geht davon aus, dass in einigen Jahren die Barrieren ganz gefallen sein werden. Zwar würden nicht alle Journale auf Open Access umsteigen, aber die in ihnen veröffentlichten Artikel würden von den AutorInnen parallel in Online-Archiven angeboten. Entscheidend ist nun, dass alle Institutionen, die Forschungsgelder bewilligen, die Publikation in offenen Journalen akzeptieren und deren BetreiberInnen dieselben «Druckkostenzuschüsse» gewähren.

Die Wissenschaft kann von der neuen Bewegung nur profitieren. Weil die offenen Journale sich ihr Geld nun von den AutorInnen holen, wird strategisch publizierenden VielschreiberInnen automatisch ein Riegel vorgeschoben. Zwischen einigen hundert und 1500 Dollar kostet die Prüfung und Aufbereitung ihres Papers – aber nur, wenn es zur Veröffentlichung kommt.

Dass offenes Publizieren schlechtere Qualität bedeute, lässt sich auch widerlegen. «Unsere Qualität wird inzwischen höher als die von anderen Journalen eingestuft», sagt Günter Mey von der TU Berlin, einer der Gründer des Forums Qualitative Sozialwissenschaft (FQS). Die Vorbehalte sind aber noch nicht restlos verschwunden. «Junge Wissenschaftler publizieren bei uns zwar schon unbefangen, aber viele lassen die Artikel noch aus den Bewerbungsunterlagen heraus.»

Die Möglichkeit, in den Foren der Online-Journale auch über Forschungsarbeiten zu diskutieren, ist vielen ForscherInnen ebenfalls noch nicht ganz geheuer. «Viele trauen sich nicht, weil ein Gutachter oder ein Konkurrent unter den anderen Nutzern sein könnte», berichtet FQS-Gründerin Katja Mruck von der FU Berlin von ihren Erfahrungen als Online-Moderatorin im Forum.

Viel dramatischer ist aber der Wandel des wissenschaftlichen Arbeitens selbst, der damit angestossen wird: Zum ersten Mal gibt es eine Chance, die Zersplitterung der Wissenschaft in zahlreiche Disziplinen und ihre starre Kanonisierung zu überwinden. Letztere hat Paul Feyerabend, der grosse erkenntnistheoretische Anarchist, in seinem kontroversen Buch «Wider den Methodenzwang» (1974) gegeisselt: «Man kann auch eine Tradition schaffen, die durch strenge Regeln zusammengehalten wird. Ist es aber wünschenswert, eine solche Tradition zu unterstützen und alles andere auszuschliessen? ... Meine Antwort ist ein festes und vernehmbares NEIN.»

Das Modell der offenen Journale könnte eine nachhaltige Querbefruchtung zwischen Disziplinen – unter dem Stichwort «Interdisziplinarität» seit Jahren fester Bestandteil aller bildungspolitischen Sonntagsreden – einleiten. Ein Beispiel ist das Archimedes-Projekt, in dem InformatikerInnen, PhysikerInnen und AlthilologInnen zusammenarbeiten: Es bietet in einem frei zugänglichen Online-Archiv historische Originaltexte zur Mechanik, die mit elektronischen Übersetzungswörterbüchern verbunden sind. «So können zum Beispiel Physiker auch altsprachliche Texte eher verstehen», sagt Urs Schoepflin. «Dadurch können die traditionellen Disziplinengrenzen aufgebrochen werden.»

Feyerabend hätte an der Entwicklung seine Freude gehabt. Vor dreissig Jahren forderte er: «Für eine objektive Erkenntnis brauchen wir viele Ideen. Und eine Methode, die die Vielfalt fördert, ist auch als einzige mit einer humanistischen Auffassung vereinbar.»

## WISSEN

VOGELGRIPPE Wenn die Epidemie erst einmal die asiatischen Grosstädte erreicht hat, könnte sie bald auch jene erwischen, die für die dortigen Zustände verantwortlich sind. VON MIKE DAVIS

# Eine tödliche Seuche der Slums



Explosive Mischung: Zu viele Vögel, zu wenig Platz zum Leben.

## GELESEN

## Helden? Helden!

Sie waren Helden, die Schweizer Topografen und Kartenzeichner: Mit schweren Messgeräten, Ausrüstung und Proviant für viele Tage kletterten sie auf die unwirtlichsten Gipfel, um dort oben vom Blitz getroffen zu werden, abzustürzen, tagelang im Nebel zu stecken, im dümmsten Moment das Fernrohr zu verlieren – oder durch selbiges mitansehen zu müssen, wie ignorante TouristInnen gerade den mühsam errichteten Triangulationspunkt auf dem Nachbargipfel demolierten. Wenn sie von all dem verschont blieben, campierten sie tagelang im Eis, vermassen Fixpunkte und zeichneten Panoramen und Karten, die bald als die besten der Welt galten. Sie bauten jahrelang an meterlangen Alpenreliefs oder kletterten monatelang über Schratzen, um chaotische, fast unkartierbare Gebiete wie die Silberer in Schwyz zu zeichnen. Paul Caminada dokumentiert ihre Biografien und Werke in seinem schön gestalteten Buch «Pioniere der Alpentopografie». Es ist voll von spannenden Abbildungen, Panoramen, Reliefs, Vermessungsskizzen, Karten aus verschiedenen Epochen. Daneben enthält es auch Bergbilder, etwa von Giovanni Segantini oder Caspar Wolf, einem der ersten Alpenmaler. Caminada ist die Bewunderung für die Pioniere anzumerken. So viel Heldentum macht fast misstrauisch. So viele ungebrochene Laufbahnen – Hochschule, oft Militärkarriere, selbstloser Einsatz für die Wissenschaft, Aktivität bis ins hohe Alter. Wo ist die Kehrseite? Eine Geschichte in Caminadas Buch zeigt ein weniger makelloses Bild: Nach dem Tod des Reliefbauers Xaver Imfeld fand ein Bekannter in einem Estrich «ein herrliches, nicht fertig ausmodelliertes Relief der Mont-Blanc-Gruppe, etwa 4 m lang, 3 m breit, mit einem Pickel zerhackt, nicht mehr zu retten. Imfeld selbst, der während seiner letzten Lebensjahre als kranker Mann dahingesiecht war, hatte in einer Anwandlung zweifelnder Mutlosigkeit sein letztes Werk zerstört.»

Bettina Dytrich

Paul Caminada: «Pioniere der Alpentopografie. Die Geschichte der Schweizer Kartenkunst». AS Verlag, Zürich 2003. 240 Seiten, zahlreiche Abbildungen. 98 Franken.

Ein Massensterben kann sich bald auch in Ihrer Nähe ereignen. Der Schuldige ist eine Mutation von Influenza A, die Variante H5N1: das sich rasant ausbreitende Vogelgrippe-Virus. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat gewarnt, dass dieses Virus eine tödliche globale Seuche verursachen kann.

Das tödlichste Massaker der Geschichte war die Grippewelle von 1918/19, bei der in einem Winter mehr als zwei Prozent der Weltbevölkerung starben (vierzig bis fünfzig Millionen Menschen). Viele WissenschaftlerInnen gehen davon aus, dass die Epidemie von einem Vogelvirus ausgelöst wurde. (Eine vergangene Woche in «Science» veröffentlichte Studie belegt diese These.) Der Mensch ist wenig immun gegen eine solche Übertragung vom Tier.

Das biologische Reservoir für die Grippe ist die gemischte Landwirtschaft im Süden Chinas, wo frei lebende Vögel und Hausgeflügel, Schweine (ein weiterer Grippeüberträger) und Menschen auf Bauernhöfen und Märkten in intensivem Kontakt stehen. Die halbschlechte Urbanisierung, eine rapide steigende Nachfrage nach Geflügel und Schweinefleisch und das, was im Magazin «Science» kürzlich als «dichtere Konzentration grösserer Geflügelgruppen ohne angemessene biologische Schutzvorkehrungen» bezeichnet wurde, schaffen optimale Bedingungen für die rasche Entwicklung von Viren und ihre promiskuitive Übertragung von einer Spezies auf die andere.

Die Grippe gleicht in der Tat einer Modeindustrie: Jeden Winter entstehen neue Stile (Glykoproteinhüllen), um neue Arten zu schaffen, doch dann, vielleicht alle dreissig Jahre, kommt es zu einer Revolution (der Sprung von Spezies zu Spezies), die eine tödliche Epidemie auslöst. Während der letzten Epidemie im Jahre 1968 starben eine halbe Million Menschen, doch von «Nature» und «Science» interviewte WissenschaftlerInnen befürchten, dass H5N1 kurz davor sei, sich eher in ein Monster à la 1918/19 zu verwandeln. Wir haben bislang lediglich die Bestätigung, dass die Übertragung durch direkten Kontakt mit Vögeln und ihrem Kot erfolgte, doch die gegenwärtige Virusvariante ist weitaus tödlicher als die Sars-Epidemie des vergangenen Jahres, die international so viel Schaden anrichtete. Ein Spitzenforscher hat deshalb gegenüber «Nature» erklärt: «Alle bereiten sich auf den schlimmsten Fall vor.» Derzeit untersuchen WHO-Beauftragte die besorgniserregende Möglichkeit, dass die erste Übertragung von Mensch zu Mensch in Vietnam bereits erfolgt ist.

Zudem breitet sich H5N1 mit sehr viel grösserer Geschwindigkeit aus als vorherige Vogelgrippe. Seit 1997 sind dies jedes Jahr ausgebrochen – ein Phänomen, das WHO-Forscher sich nicht

erklären konnten, bis sie entdeckten, dass in ganz Asien Zugvögel in grosser Zahl starben. (Das West-Nil-Virus, ebenfalls eine Vogelkrankheit, konnte sogar über den Atlantik «fliegen».)

Die Entwicklung von H5N1 wurde begünstigt durch die schlechten Kontrollmassnahmen und die Geheimnistuerei der Regierungen in einem halben Dutzend Ländern. Wie bei Sars leugnen die chinesischen Behörden eisern, eine Vogelgrippe vertuscht zu haben, doch der angesehene Virologe Kenneth Shortridge erklärte in einem Interview mit «Science», dass alle Anzeichen auf «natürliche Reservoire in Südchina» hinweisen, wo die Krankheit bereits im letzten Oktober aufgetreten sein könnte.

Die moderate Grippeepidemie dieses Winters hat lebhaft gezeigt, wie schlecht selbst die reichsten Länder auf eine unmittelbar bevorstehende Epidemie vorbereitet sind. Die gegenwärtige Impfstoffherstellung könnte nicht mal einen Bruchteil der potenziellen Nachfrage decken. Eine wirkliche Epidemie würde die Welt vermutlich heimsuchen, lange bevor ein Impfstoff entwickelt und in grossen Mengen produziert werden könnte. Die potenziellen Beschleuniger einer neuen Seuche sind die riesigen Slums von Asien und Afrika. Die Konzentration von Armut ist in der Tat eine der wichtigsten Variablen in allen Modellen über die mögliche Ausbreitung der Epidemie.

Die Bustees von Kalkutta, die Chawls von Bombay, die Kampungs von Jakarta und die Katchi Abadis von Karachi sind, von einem epidemiologischen Standpunkt aus gesehen, von Benzin durchtränkte Landschaften, die nur auf einen Funken wie H5N1 warten. (Im Jahre 1918/19 starben zwanzig Millionen Menschen oder mehr in den armen, überbevölkerten und erst kurz zuvor ausgehungerten Teilen Britisch-Indiens.)

Vergangenen Herbst hat die Uno-Organisation für Stadtentwicklung, UN-Habitat, einen historischen Bericht mit dem Titel «The Challenge of Slums» veröffentlicht und gewarnt, dass die Slums auf der ganzen Welt in ihrem eigenen Treibhaus wachsen. Eine Milliarde Menschen sind derzeit in Shantytowns und illegalen Barackensiedlungen «eingelagert», und diese Zahl wird sich in den nächsten dreissig Jahren verdoppeln. Die AutorInnen des Berichts brachen mit der üblichen Uno-Vorsicht und machten den Internationalen Währungsfonds (IWF) und dessen neokoloniale Politik direkt für die Ausbreitung von Slums verantwortlich, deren Wachstum von der Kürzung öffentlicher Ausgaben und der Reduzierung lokaler Manufakturen begünstigt wird.

Während der Schuldenkrise der 1980er Jahre hatte der IWF fast die gesamte Dritte Welt gezwungen, die Zahl der im öffentlichen Dienst Beschäftig-

ten zu reduzieren, die Währungen abzuwerten und ihre Binnenmärkte für Importe zu öffnen. Die weltweite Folge waren eine Explosion städtischer Armut und eine drastische Verringerung öffentlicher Dienstleistungen.

Ein Hauptziel der Sparprogramme des IWF war das öffentliche Gesundheitswesen in den Städten. In Zaire und Ghana zum Beispiel hatten die «Strukturanpassungsmassnahmen» die Entlassung von zehntausenden der im öffentlichen Gesundheitswesen Beschäftigten – Krankenhauspersonal und Ärzte – zur Folge. In Kenia und Simbabwe führte die Erfüllung der IWF-Forderungen zu einer immensen Reduzierung der Ausgaben für das Gesundheitswesen. Und in Südasiens hinken die Investitionen in das öffentliche Gesundheitswesen der Ausbreitung der Slums weit hinterher. Dank dem globalen Neoliberalismus sind die Krankheitsüberwachung sowie die Reaktion auf Epidemien genau dort am schwächsten, wo sie am wichtigsten sind: in den Mega-Slums von Asien und Afrika. Dort könnte der Schwelbrand des H5N1 zu einer tödlichen Feuersbrunst werden.

Dieser würden nicht nur die Armen zum Opfer fallen. Ist bei einer neuen Epidemie das Stadium des Massensterbens in Asien erreicht, wird sie sich unauhaltsam auch nach Nordamerika und Europa ausbreiten. Sie wird leicht auch die Mauern der Festungen der Privilegierten überwinden.

Und das ist der wunde Punkt. In der Vergangenheit haben die reichen Länder (von wenigen Ausnahmen abgesehen) eine gefühllose Gleichgültigkeit gegenüber dem ungeheuerlichen Tribut an den Tag gelegt, den Aids in Afrika fordert, und gegenüber dem Schicksal der zwei Millionen armen Kinder, die jährlich an Malaria sterben. H5N1 kann unsere unerwartete Strafe sein.

Mike Davis lehrt Stadttheorie am Southern California Institute of Architecture in Los Angeles und schrieb in der WOZ Nr. 38/03 über Kalifornien. Übersetzung: Jürgen Schneider.

Erstmals veröffentlicht auf [www.tomdispatch.com](http://www.tomdispatch.com)

## FRÜHLINGSGEFÜHLE

## Klares Zeichen

WOZ: Herr Stiefel, wir haben ein erfreuliches Wochenende hinter uns!

Adrian Stiefel: Wir sind sehr, sehr erleichtert, dass die Schweizer Bevölkerung den Avanti-Gegenvorschlag abgelehnt und ein klares Zeichen gegeben hat. Sie hat begriffen, dass man die Probleme nicht so lösen kann, wie die Verkehrslobby sich das vorstellt.

Auch anderes erwärmt dieser Tage das Herz: Strassencafés und Buchfingekesang im Februar. Ist das normal? Aussergewöhnliche Wetterereignisse wie der Rekordsommer 2003 oder zu warme Winter werden wegen des menschenverursachten Klimawandels zunehmen. Deshalb muss die Schweizer Politik endlich aktiv werden, um die CO<sub>2</sub>-Emissionen zu reduzieren. Wir werden das Resultat der Avanti-Abstimmung als Zeichen für eine solche Politik.

Der letzte Sommer wurde vielen zu heiss. So eine Frühlingswoche im Februar aber ist doch wunderbar. Besteht die Gefahr, dass Umweltschäden, die so angenehm sind, den Leuten noch gefallen?

Wenn man nicht mehr Ski fahren kann, betrifft das die Menschen auch sehr direkt. Natürlich gibt es die angenehme Seite – ich habe den letzten Sommer auch sehr genossen. Der Klimatag, den der WWF damals organisierte, hat uns aber gezeigt, dass die Betroffenheit gross ist.

War die Ablehnung des Avanti-Gegenvorschlags wirklich ein Zeichen umweltpolitischer Vernunft – oder gings vor allem ums Geld?

Die Deutlichkeit des Resultats zeigt, dass verschiedene Argumente wirkten. Das Schweizer Volk hat in den vergangenen Jahren mehrfach eine Politik gefordert, die den Verkehr auf die Schiene verlagert. Wir fordern nun als nächsten Schritt die CO<sub>2</sub>-Abgabe.

Die SVP sagt jetzt, man müsse die Treibstoffzölle senken, da nun ja nicht so viel Geld für den Strassenbau benötigt werde. Gibt es so noch Chancen, eine effektive CO<sub>2</sub>-Abgabe einzuführen? Wenn man verantwortungsvolle Politik machen will, kann man den Verkehr noch billiger machen. Die CO<sub>2</sub>-Abgabe wäre übrigens keine neue Steuer, sondern eine Lenkungsabgabe, die wieder an die Konsumenten zurückfliesst.

Interview: Marcel Hänggi

Adrian Stiefel ist Leiter Bereich Klima und Energie des WWF Schweiz.

## GLOSSAR

## dekadent

«Untergang, du meine Lust  
Abendland, oh welch' Verlust»\*

Linke, so meine These, haben Mühe mit der Dekadenz. Wer mag Frösche fressen? In Milch und Honig baden wie Kleopatra? Frauen an Kutschen spannen und einen Hengst zum Senator ernennen, Kaiser Caligula gleich? Igitt! Dekadent sind Hugh-Playboy-Hefner, die schwarzen Pimps und Gangsta-Rapper, das Fräulein im Pelz (sie ist die Dekadenteste von allen!). Und dem Untergang des Abendlandes trinken vor allem alle Neureichen entgegen, die Bordeaux in Burgunderkelchen schwenken. Man ist sich eigentlich so weit einig in den guten Kreisen über die Bedeutung dieses doch eher komplizierten Fremdwortes.0\*\* Gut gemeinter Kuschel- und Glitschtierschutz überdeckt hier allerdings eine freie Sicht auf die Ursprünge.

Dekadenz meint nicht nur Niedergang und Verfall, sondern ist auch eine wunderbare literarische Bewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die durchaus elitär und auch dünnhäutig auf die morsche Kultur (die sich dann fast folgerichtig auch in den Schützengräben die Köpfe zu Brei schiessen liess ...) herabsah.

Wider die Dekadenz kämpfte die ehrenhafte englische Gesellschaft, als sie den schwulen Oscar Wilde in den Kerker warf. Wunderbar tau-

chen wir in den Dunstkreis des Fin de Siècle in Thomas Manns «Buddenbrooks», das den Verfall einer Familie schon im Untertitel trägt. Die Nazis haben das dem Lübecker Nobelpreisträger nie verziehen. Gegen Niedergang, «Entartung von Volk und Rasse» und die Dekadenz der Sitten zogen sie dann erneut ins (bald buchstäbliche) Feld. Aufzurichten galt es ein neues Tausendjähriges Reich einer neuen Hochkultur. Führen wir doch lieber wieder mal eine Schildkröte spazieren wie Baudelaire und beweisen wirklich guten Geschmack!\*\*\*

Felix Epper

\* Eugen Egners «Armutzeugnis» auf der wunderbaren Platte «Krieg in den Niagarafällen», LP 1981, Eigelstein (ganze vier Google-Fundstellen für die Platte, du Schande!).

\*\* Dann lieber dekantieren, da kann man wenig falsch machen. Die schönsten falschen Fremdwörter gebraucht übrigens immer noch Frau Stöhr, welche im «Zauberberg» zu Ehren Joachim Ziemssens die «Erotika» spielen lassen will. Doch wer versteht heute noch Thomas Manns sanfte Ironie oder lacht gar darüber. «Primitives Gesocks!», ruft da der Schulmeister aus.

\*\*\* Zu Inseraten, die uns «Essen ab Frauenkörper» verkaufen wollen, müssen wir darum noch lange nicht applaudieren. Ist halt wie so vieles ein dialektisches Ding, die Dekadenz, vor allem wenn sie durch die kapitalistische Mühle gerieben wird.